

HEYNE <

Der Autor

Achim Lucchesi, geboren 1960, ist gelernter Bäcker und Konditor und arbeitete einige Jahre als Luftsicherheitsassistent am Flughafen Frankfurt. Er lebt mit Frau, Tochter und Hund in der Nähe von Frankfurt am Main.

Achim Lucchesi

**»Die Bombe is'
eh im Koffer«**

**Geschichten aus dem
Handgepäck**

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Originalausgabe 11/2011

Copyright © 2011 by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

www.heyne.de

Printed in Germany 2011

Mitarbeit: Timur Vermes

Redaktion: Angelika Lieke

Umschlaggestaltung: Eisele Grafik-Design, München,
unter Verwendung einer Illustration von

Michael D. Brown/Shutterstock

Innenillustrationen: Martina Eisele

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-453-60218-2



Inhalt

Zündstoff	7
Der Schweizer, der Araber und der Deutsche	14
100 Milliliter	25
Von einem, der auszog, das Kontrollieren zu lernen....	36
Geschichten vom Herrn Becker	42
Sichere neue Welt	46
Fünf oder acht?.....	49
Verstrahlt.....	54
Hell's Kitchen	61
Sitzend reisen	72
Mehmet.....	78
Neue Geschichten vom Herrn Becker	83
Heaven's Gate	85
Pillen und Pullen	91
Von B nach C	98
Oma unterwegs.....	105
Lebensmittel auf Reisen.....	111
Kontrolle der Kontrolleure	126
Der Duft der großen weiten Welt	131
Umwege.....	144
Osama leuchtet ein.....	151
Ganz neue Geschichten vom Herrn Becker	156
Wie Terroristen wirklich aussehen	159
Die Lagerhalle der Besserverdienenden	166
Politik hautnah	172
Das Handwerkszeug des Todes	177
Klartext	192

Kinder und Kegel	202
Kundenservice	213
Verschnupft.	218
Kermit der Schwanz	220
Probepackung.	233
Große Klappe	237
Nazi bei der Arbeit	246
Die perfekten Utensilien	253
Die rote Krawatte	260
Bedeutende Leute	267
Russendisco.	276
Beten und transportieren	281
Deutsche Kernseifenkompetenz	287
Abschied vom Herrn Becker	292
Auf der Flucht.	293
Shopping.	296
Das war's	312



Zündstoff

Tja, Nitroglyzerin. Was soll man dazu sagen?

Wenn's hochgeht, ist man besser woanders.

Klar, das ist bei jedem Sprengstoff so. Sprengstoff ist immer scheiße. Aber manche Sprengstoffe sind scheißer als andere.

Wenn man mal eine Liste aufstellt mit Sprengstoffen, und unten schreibt man die Sprengstoffe hin, die scheiße sind, und oben schreibt man die auf, die ganz furchtbar extreme Riesenscheiße sind, dann ist Nitroglyzerin ein hervorragender Kandidat für die Spitzenposition.

Das liegt an der Verbindung von *Wumms* und *Upps*.

Nitroglyzerin hat viel Wumms. Fachleute messen das mit der Detonationsgeschwindigkeit. Die Detonationsgeschwindigkeit ist die Geschwindigkeit, mit der man weglaufen sollte, wenn neben einem Sprengstoff hochgeht. Die ist generell ziemlich hoch. Wenn der Sprengstoff zum Beispiel das gute alte Schwarzpulver ist, empfiehlt sich eine Weglaufgeschwindigkeit von einem Kilometer pro Sekunde. Also 3600 Kilometer pro Stunde. Wer langsamer ist, muss sich nicht schämen. Aber er kann gleich sitzen bleiben.

Mit Nitroglyzerin ist es etwa das Gleiche. Nur neunmal schneller.

Aber das wirklich Üble am Nitroglyzerin ist nicht das Wumms.

Es ist das Upps.

Neben einem Sprengstoff wie C4 zum Beispiel kann man essen, fernsehen, schlafen, campen, alles. Man kann einen Dreijährigen danebensetzen, dem man einen Heimwerker-

hammer zum Spielen in die Hand drückt, da passiert nichts. Man kann sogar einstweilen einen Happen essen gehen und hinterher noch einen schönen Espresso trinken, und wenn man zurückkommt, ist noch immer alles in bester Ordnung.

Bei Nitroglyzerin nimmt man dem Dreijährigen den Hammer besser aus der Hand, schnallt ihn hundert Meter weiter weg in einen Kindersitz und betet, dass ihm der Schnuller nicht aus dem Mund auf den Boden fällt.

Wegen der Erschütterung.

Upps.

Aber wir haben bei den beiden Jungs eigentlich auch nicht unbedingt mit Nitroglyzerin gerechnet. Es ist natürlich unser Job, mit allem zu rechnen, aber Nitroglyzerin ist nicht gerade der Standard.

Wir sind 1500. Wir sind Luftsicherheitsassistenten. Wir sind die Männer und Frauen, die Ihnen vor dem Abflug ans Handgepäck gehen. Die sagen, welches Duschbad mitdarf und welches Shampoo nicht. Ihnen und 53 Millionen anderen Menschen, die jedes Jahr vom Frankfurter Flughafen abfliegen. Das sind um die 145 000 Leute an jedem schönen neuen Tag. Wir kontrollieren 365-mal im Jahr die Einwohnerzahl von Darmstadt. Oder von Potsdam. Knapp zwei Jahre lang gehörte ich dazu. Knapp zwei Jahre lang gehörten Menschen wie diese beiden Jungs zu meiner Stammkundschaft.

Sie waren Mitte zwanzig. Sie trugen Freizeitklamotten: Jeans, Cowboystiefel, Karohemden, Jeansjacken. Nichts Besonderes. Das Gepäck war schon seltsamer. Sie hatten Laptops dabei. Und Kulturbeutel. Aber auch dabei hätten wir uns noch nicht mal was gedacht. Es gehört schon mehr dazu, um uns skeptisch zu machen. Bei 53 Millionen Fluggästen im Jahr zieht man nicht nur deshalb einen Reisenden raus, weil der glaubt, man bräuchte im Leben außer einem Laptop nur noch eine Zahnbürste.

Es waren ihre Blicke.

Manche Menschen gucken nervös. Manche gucken betont gleichmütig. Manche gucken komplett ahnungslos, und manchen strahlt die Flugangst bereits jetzt aus dem Gesicht. Manche gucken so, wie man eben guckt, wenn die Anzeigetafel blinkend mitteilt, dass die eigene Maschine schon längst mit dem Boarding begonnen hat. Doch diese zwei guckten anders. Sie guckten cool, arrogant wie Clint Eastwood in »Dirty Harry«. Und dazwischen immer wieder nervös wie ein »DSDS«-Kandidat vor Dieter Bohlen.

Wir sahen uns an. Keiner in meinem Viererteam sagte etwas. Aber jeder wusste:

Wir filzen die beiden. Hundertprozentig.

Der Anfang ist immer Standard. Der unterscheidet sich nicht von dem, mit dem wir alle 53 Millionen Fluggäste untersuchen. Auch hier. Der Laptop kam aufs Band, der Kulturbeutel, die Jacke. Die Hosentaschen wurden geleert. Schlüssel, Kleingeld, Handy landeten in diesem kleinen Plastikkörbchen, in dem man auch ein halbes Kilo Erdbeeren verkaufen könnte. Der Gürtel kam dazu. Dann ging der erste Junge durch die Torsonde. Die Torsonde schwieg.

Der Junge guckte jetzt nicht nervös, sondern herablassend. Wir ließen ihn die Schuhe ausziehen und aufs Band stellen. Dann schickten wir ihn nochmal durch die Torsonde.

Es passierte nichts. Außer dass sich die Herablassung in seinem Blick wandelte. Vorher schienen wir in seinen Augen noch auf dem Level von Straßenkehrern zu rangieren.

Jetzt sackten wir offensichtlich auf die Stufe von unfähigen Klärgrubenreinigern.

Viele Menschen glauben, dass wir einen Anhaltspunkt für eine Untersuchung brauchen. Das ist Quatsch. Luftsicherheitsassistenten können untersuchen, wann immer und so lange sie wollen. Wir sind niemandem Rechenschaft schuldig.

Unsere Aufgabe ist, für die Sicherheit der Passagiere zu sorgen. Wir arbeiten im Auftrag der Bundespolizei.

Theoretisch.

Praktisch sehen es allerdings Fluglinien nicht gern, wenn man ihre Fluggäste scheinbar grundlos filzt. Praktisch mögen das auch die Fluggäste selbst nicht so besonders. Das gilt sowohl für die gerade untersuchten Fluggäste als auch für die hundertfünfzig plus x, die in der Schlange hinter ihnen stehen und deren Maschinen gerade mit dem Boarding beginnen. Nur aus diesem Grund macht sich ein Alarm immer ganz gut.

Wenn die Torsonde pfeift, wenn das Handgerät piepst, wundert sich kein Passagier über eine gründlichere Untersuchung, und die Fluglinie ist auch etwas einsichtiger. Im Übrigen pfeift die Torsonde ja auch gar nicht immer nur, wenn sie etwas findet. Fest eingestellt ist ein sogenannter Quotenalarm, der sicherstellen soll, dass man auch einen bestimmten Anteil der Passagiere näher untersucht, bei denen zunächst kein Verdacht aufkommt. Was aber, wenn die Torsonde stumm bleibt?

Es gab kein Signal, kein Zeichen.

Ich schickte den mit den Augen rollenden Jungen nochmal durch die Torsonde. Ich brauchte gar nicht hinzusehen, um zu wissen, dass der mitsondende Kollege mit einem Fußstupsen gegen den Sockel oder mit einem kleinen Zupfen an der Stoffabspernung dem Gerät sagen würde, was es zu tun hatte.

Die Torsonde lieferte einen erstklassigen Alarm.

»Treten Sie doch bitte mal zur Seite.«

Wir gingen in den Nahkampf über.

Ich knetete seinen Kragen durch. Aus einem einzelnen Hemdkragen habe ich schon mal fünf Rasierklingen rausgezogen. In diesem fand ich keine einzige.

Ich fuhr mit sechs Fingern in seinen Hosenbund, drei der

linken Hand, drei der rechten. Damit tastete ich nach allem, was da wohl nicht hingehören würde. Hosenbünde sind ideal. Sie sind dicker als andere Stoffe, dadurch fällt dort manches nicht auf, weder optisch noch durchs Tasten. Man kann in Hosenbünden Schwerter von einem halben Meter Länge verstecken. Mit einer perfekten Faltmechanik. Ausgehängt sind die Glieder schlapp wie bei einer Schlenkerpuppe. Wenn sie ineinander einrasten, hat man eine Klinge, die man einem Gegner in den Körper rammen kann, und wenn die Spitze auf der anderen Seite rauskommt, schaut noch so viel Klinge raus, dass man locker seinen Hut dran aufhängen kann.

Ich fummelte an seinem Hosenbund entlang. Es gab kein Schwert. Keinen Draht.

Die Frage ist: Warum gibt man dann nicht auf?

Die Antwort ist: Weil der Bauch etwas anderes sagt. Und wir müssen auf den Bauch hören.

Sicher, heute wissen wir, dass sich Rasierklingen gut in Kragen verstecken lassen. Aber bevor wir das wussten, sind sicher einige Hundert Rasierklingen in einigen Hundert Krägen irgendwohin transportiert worden, wo sie nicht hinsollten. Irgendeiner von uns hat dann das Kragenversteck als Erster entdeckt.

Wir müssen also die alten Verstecke abklappern.

Und wir müssen die neuen finden.

Wir *müssen*.

Wir kümmerten uns wieder um den Laptop. Durchleuchteten ihn. Nichts. Wir durchleuchteten den Kulturbeutel. Nichts. Wir drehten den Kulturbeutel und durchleuchteten ihn wieder.

Weil man manches nicht sieht. Zum Beispiel, weil es direkt hinter einem dicken Butterbrot mit Schinken liegt. Das Gerät hat unterschiedliche Farben für Organisches, Anorganisches, Gemischtes. Butterbrote sind organisch – Rauschgift ist

es auch. Oder Sprengstoff. Man sieht nicht hinter Metallteile. In manchen Koffern, manchen Kulturbeuteln ist die Bodenverstärkung aus Metall. Ideal für Messer mit flachen Griffen. Man muss Taschen, Koffer drehen, um hinter den Blickschatten solcher Teile sehen zu können. Wir drehten. Vergrößerten. Änderten die Farbeinstellungen. Wir fanden nichts.

Wir baten die Jungs in den Wellnessbereich.

Der Wellnessbereich heißt natürlich nicht wirklich Wellnessbereich. Er ist schlicht die blickdichte Kontrollkabine im Untersuchungsareal. Der Wellnessbereich ermöglicht uns ein Ausziehen bis zur Unterhose. Wenn's sein muss, noch weiter. Wir können die Klamotten einzeln untersuchen. Durchleuchten. Wir haben untersucht. Wir haben durchleuchtet. Und sie haben uns gehasst. In ihrer Herablassungsskala waren wir inzwischen auf das Niveau von Maden gesunken, im freien Fall nach unten. Es war uns egal. Sie fühlten sich offenbar sehr sicher. Aber wir wussten, dass wir was finden würden, wenn es was zu finden gab. Wir hatten ja noch den EGIS-Test.

Die EGIS-Station befindet sich in einem eigenen Bereich, ein wenig abseits von der Kontrollstelle. Sie sieht aus wie ein etwas zu groß geratener Kopierer. Wir nahmen die Jungs mit, ihre verdammten Kulturbeutel, ihre verdammten Laptops. Und wir nahmen eine Probe. Einen Pappstreifen vom Format einer Visitenkarte, in dessen Mitte sich ein extrem feines Metallsieb befindet, in dem auch die feinsten Moleküle hängen bleiben. Wir wischten damit den Laptop ab. Den Kulturbeutel. Dann schoben wir den Streifen in die EGIS-Station. EGIS findet alles. Die Mühle kostet 160 000 Euro, die findet Sprengstoffspuren im Nanobereich. Wenn das Nachbarskind der beiden Jungs unterm Bett noch Silvesterböller vom vorletzten Jahr versteckte, würde EGIS Bescheid wissen. In 20 Sekunden.

Wir guckten auf die Jungs. Wir guckten auf EGIS.

Und der Alarm ging los.

EGIS zeigte Nitroglyzerin.

Es ist immer wieder faszinierend, wie rasch und unauffällig vier, fünf Mann zur Verstärkung auftauchen, sobald EGIS klingelt. Sie kommen nicht mit Seilen von der Decke wie irgendein S.W.A.T.-Team im Film, sie haben keine gezückten Waffen, niemand schreit: »Alles auf den Boden!« und reißt irgendwelche Waffen aus dem Holster. Sie sind einfach da, als wären sie schon die ganze Zeit da gewesen, und man fragt sich nur, warum sie einem bislang noch nicht aufgefallen sind.

Wir haben den Test wiederholt. Mit getrennten Proben für die Klamotten, den Kulturbeutel, den Laptop. Es war der Kulturbeutel.

Es war ein kleines Fläschchen im Kulturbeutel.

Und es roch gut.

Der Typ hatte eine Freundin, die ihm ein Parfüm selbst gemixt hatte. Und ein winziger Bestandteil davon war Nitroglyzerin. Absolut ungefährlich.

Wir ließen die beiden gehen. Und die haben sich schlappgelacht. Ich habe zugesehen, wie sie die Halle hinuntergingen. Sie schlugen sich auf die Schenkel, und immer wieder zeigten sie in unsere Richtung.

Ich weiß nicht, wo sie hinflogen.

Aber den gesamten Rest des Tages behielt ich die Nachrichtenkanäle auf den Monitoren im Auge.

Ich hatte Angst, sie hätten uns ausgelacht.

Weil wir so nah dran waren und doch das perfekte Versteck übersehen hatten.

Das perfekte Versteck für die perfekte Waffe für den perfekten Massenmord.



Der Schweizer, der Araber und der Deutsche

Die Schweizer sind die schlimmsten, da kann man bei der Luftsicherheit fragen, wen man will. Wir hatten einmal ein Schweizer Ehepaar bei uns, die drei Flaschen Champagner im Handgepäck transportierten. Und wir reden hier nicht von Aldi-Champagner, sondern von der Veuve-Clicquot-Preisklasse, irgendeine Sonderedition, locker über 100 Euro pro Flasche. Es gab wohl was Besonderes zu feiern, aber wir mussten ihnen den Spaß verderben. Die waren ruhig, trotzdem freundlich, und als die weg waren, haben wir uns verdattert angesehen und den ganzen Tag gefeiert. Weil niemand von uns begreifen konnte, dass es Schweizer gab, die mal *keinen* Ärger machen. Ein einziger Schweizer kann einem den ganzen Tag versauen. Denn die Schweizer sind nicht nur mit der Art der Kontrolle unzufrieden.

Die Schweizer können einfach nicht verstehen, dass man sie überhaupt kontrolliert.

Und der Standard-Dialog mit einem nölednen Schweizer geht so – erst sagt man ihm:

»Verzeihung, aber das sind eben die Standardvorschriften der EU.«

Und dann sagt der Schweizer:

»Wir sind aber nicht in der EU.«

Im Jahr 2015 werden die Schweizer seit 500 Jahren neutral sein. Ich kann es nicht belegen, aber ich fürchte, dass lange Neutralität nicht gut ist fürs Gehirn. Jedenfalls haben die Schweizer wohl in all der Zeit mehrheitlich angefangen,

sich mit so was wie einem Neutralreiniger zu verwechseln. Ein Neutralreiniger, der umgeben ist von Schmutz. Und sobald der Neutralreiniger an die Putzkontrolle kommt, sagt er dann: »Ja, aber ich bin doch sauber!« Die Seife selbst kann nicht schmutzig sein, so was in der Art scheint ihnen durchs Gehirn zu schäumen, und das muss doch jedem anderen einleuchten. Und das Erstaunliche ist: Obwohl jeder sofort sieht, dass der Vergleich hinkt, weil auch ein Schweizer eine Waffe transportieren kann, *vor allem* ein Schweizer, zumal dort ja jeder Exsoldat seine Knarre im Schrank hat – für den Schweizer selbst scheint der hinkende Vergleich absolut sinnvoll zu sein.

»Treten Sie bitte mal kurz hier herüber?«

»Warum? Ich bin nicht in der EU!«

Ich komme mir dann schon extrem oberlehrerhaft vor, wenn ich ganz geduldig sage:

»Es ist Ihnen aber schon klar, dass ich Sie gerade deshalb untersuchen muss, weil Sie sozusagen ringsum von der EU umgeben sind?«

»Ja, gerade deshalb eben nicht!«

Niemand sollte sich hier wundern, wenn er dieses Argument nicht versteht. Man muss Schweizer sein, um es zu begreifen. Des Rätsels Lösung geht meiner Meinung nach so, dass der Schweizer denkt, er nähme sozusagen ein Stück Schweiz mit sich. Er ist derartig verschweizt, dass er jeden Ort, auf den er tritt, für die Dauer seines Aufenthalts in ein kleines Stück Schweiz verwandelt – und die Luft drum herum auch. Der Schweizer schwebt sozusagen in einer kleinen Blase voll Schweiz durch die Welt. Und deshalb, das muss man dann tatsächlich als konsequent betrachten, fühlt sich der Schweizer auch nie im Ausland und muss daher seiner Ansicht nach auch nicht kontrolliert werden.

Das hat zwei Folgen. Die erste ist natürlich, dass es keine Folge hat und der Schweizer trotzdem kontrolliert wird.

Und die zweite ist, dass der Schweizer, der ja wirklich nicht gewalttätig ist, während dieser Kontrolle unablässig nölt. Ich nehme mal an, als mentale Kompensation. Warum das alles sein müsse und jedes Mal das Theater und er sei doch nicht in der EU und das könne er gar nicht verstehen und er sei doch Schweizer und nicht in der EU und ob das Völkerrecht da nicht was anderes vorsieht und unsere Richtlinien sollte man sich da mal ganz genau ansehen und ob die bei einer Klage Bestand hätten, sei noch längst nicht raus, und er sei doch nicht in der EU und schweizschweizschweizschweizschweiz ...

»Ist doch schon erledigt. Gueds Wiedrluege!«

»Jetzt werden Sie nicht auch noch frech!«

Das klingt dann fast schon wieder deutsch. Ist es aber nicht. Der Deutsche ist gar nicht so, wie man immer denkt. Gut, der alte Deutsche fragt schon gelegentlich mal beim Sonden:

»Sagen Sie, haben Sie gedient?«

Und die richtige Antwort lautet dann nicht:

»Selbstverständlich!«

Sondern:

»Selbstverständlich. Unteroffizier.«

Bei der Gelegenheit: Das ist eine meiner Lieblingsantworten. Schon allein deshalb, weil ich nie eine Kaserne von innen gesehen habe. Aber auch, weil das vermutlich nur in Deutschland funktioniert, dass man jemandem zwei Worte hinfeuert und der andere bastelt sich dann einen Satz mit Inhalt draus. »Selbstverständlich« und »Unteroffizier«, das heißt ja zunächst mal gar nichts. Es könnte heißen, dass ich einem Unteroffizier zugeteilt war, es könnte heißen, dass ich den fragenden Rentner für einen ehemaligen Unteroffizier halte, aber der Rentner schraubt sich natürlich was anderes zusammen, nämlich dass ich Unteroffizier gewesen bin. Und das ist der dritte Grund, weshalb ich diese Antwort so

liebe – sie verrät so viel über den Deutschen. Denn auch der Deutsche hat so seine Probleme, und die kann ein Unteroffizier am besten lösen. Das Hauptproblem des Deutschen sieht so aus:

»Treten Sie mal bitte hier rüber?«

»Sehe ich aus wie ein Terrorist?«

Der Deutsche sagt das ständig.

»Sehe ich aus wie ein Terrorist?«

Und wenn man diese Frage lange genug hört, wird einem eines klar: Der Deutsche glaubt nicht, dass er einfach nur deshalb untersucht wird, weil er in ein Flugzeug steigen möchte – der Deutsche ist felsenfest überzeugt, dass er untersucht wird, weil der Luftsicherheitsassistent denkt, dass er wie ein Terrorist aussähe.

Alles klar? Während ich zu dem Passagier gesagt habe:

»Treten Sie mal bitte hier herüber?«,

übersetzt das Gehirn des Passagiers den Satz in:

»Kommen Sie mal her, Sie sehen mir aus wie ein Terrorist!«

Klingt weit hergeholt, ich weiß. Da kann man gerne einwenden, das sei nichts als Küchenpsychologie und superobergescheites Getue von einem, der zu wissen meint, was in den Leuten vorgeht, dabei denken die vielleicht ganz andere Sachen aus ganz anderen Gründen. Die hatten einen schlechten Tag oder sind gerade von ihrem Chef abgemeiert worden oder was auch immer. Das mag wohl alles sein, man kann mir aber trotzdem ruhig glauben. Ich kann es nämlich beweisen.

Anhand der Medizin, die das verletzte Ehrgefühl des Deutschen wieder heilt.

Denn der gekränkte Deutsche, der findet, dass er nicht aussähe wie ein Terrorist, fühlt sich ungerecht behandelt. Da muss ein Irrtum vorliegen, denkt er. Und dann verlangt er das, was alle Deutschen verlangen, wenn man sie ungerecht behandelt:

»Ich will Ihren Vorgesetzten sprechen.«

Der Deutsche glaubt an den Vorgesetzten. Nicht an den eigenen, das ist klar. In der eigenen Firma bezweifelt der Deutsche die Qualitäten des Vorgesetzten genauso wie jeder andere auch. Aber der Deutsche glaubt an den Vorgesetzten der anderen: Der wird alles Unrecht geraderücken. Und im Übrigen, denkt er, wäre es nur recht und billig, dass nach einer Beleidigung der Vorgesetzte zur Entschuldigung anrückt.

Nun ist der Einsatzleiter bei der Luftsicherheit jemand, der am Tag etwas über drei Euro brutto mehr verdient als die anderen Luftsicherheitsassistenten und der deshalb nicht wie sie eine blaue Krawatte trägt, sondern eine rote. Das weiß der Deutsche aber nicht. Der Deutsche denkt, es kommt mit der roten Krawatte ein besonders qualifizierter Mitarbeiter zu ihm. Sozusagen der Max Planck der Gepäckkontrolle. Das freut den Deutschen. Der Einsatzleiter mit der roten Krawatte wird ihm sagen, dass alles in Ordnung ist, dass das leider sein muss und er die Unannehmlichkeiten entschuldigen möge. Und dann ist der Deutsche plötzlich lammfromm und einsichtig. Weil er wieder versöhnt ist. Die Rechnung in seinem Kopf geht dabei ungefähr so:

Erst hat dieser Knallkopf ihm gesagt, dass er aussieht wie ein Terrorist.

Das war ungerecht.

Dann ist der Chef vom Knallkopf persönlich gekommen.

Und dann haben alle schon an der Anwesenheit vom Chef vom Knallkopf gesehen, dass der Deutsche nicht aussieht wie ein Terrorist und dass da ein Irrtum passiert sein muss.

Gesagt hat ihm das keiner. Aber der Deutsche denkt sich das so, der formt sich die Wirklichkeit so zurecht. Ist wahr. Es gibt eine Geschichte, die das sogar noch deutlicher macht. Ich habe mal einen deutschen Geschäftsmann gesondet. Ende fünfzig, gut sitzender Anzug, eine ordentliche Erscheinung, der na-

türlich nicht aussah wie ein Terrorist, aber die ganze Untersuchung mehr oder weniger reibungslos hinter sich brachte.

»Dass das jedes Mal nötig ist ...«

»Jaja«, habe ich gesagt und weitergesondert.

Dann ging er zum Nachschautisch, um seine Tasche in Empfang zu nehmen. Und ich winkte den Nächsten heran. Einen Mann zwischen dreißig und vierzig. Er war auffällig tätowiert, an den Armen, am Hals, trug Leder, sagen wir: Er hätte sich gut gemacht als das lange vermisste siebte Bandmitglied von »Rammstein«. Und wie ich den Herrn Rammstein so auf- und absonderte, erkannte ich den Geschäftsmann am Nachschautisch nicht wieder.

Er sah zu uns herüber, fassungslos vor Wut.

»Ja – so geht das aber nicht!«

Er lief knallrot an und stand definitiv kurz vorm Explodieren.

»Das darf ja wohl nicht wahr sein!«

Was ihn so fuchste, war, dass er mit ansehen musste, wie ich Herrn Rammstein untersuchte. Und dass er daraus messerscharf folgern musste, dass ich den tätowierten Rocker genauso behandelte wie ihn. Dabei war er, der Geschäftsmann, davon ausgegangen, er hätte eine Sonderbehandlung bekommen, die Sonderbehandlung, die ihm zustand. Und zwar warum?

Richtig: Weil er nicht aussah wie ein Terrorist.

Und das kommt öfter vor. Hier schließt sich auch der Kreis mit der Frage nach meinem Militärdienst.

»Haben Sie gedient?«

»Selbstverständlich. Unteroffizier.«

Der Rentner ist sofort beruhigt, weil er sich denkt: »Alle anderen, die aussehen wie Verbrecher, die kriegen das Kanonenfutter aus dem Schützengraben, aber für mich haben sie einen Unteroffizier abgestellt. Weil ich nicht wie ein Terrorist aussehe.«

Und mit diesem Wissen dreht sich der Herr Rentner zu seiner Frau Rentnerin um und strahlt sie an.

»Siehst du, Elli«, sagen seine Augen, »ein Unteroffizier!«

Man kann sich dann schon vorstellen, wie sie nach ihrer Reise ihren Freunden erzählen: »Ja, das ist schon manchmal unangenehm an der Kontrolle, aber das ist dafür auch extrem geschultes Personal. Die sehen mit einem Blick, wen sie da vor sich haben – den Hilmar hat sogar ein Oberst untersucht.«

Und ich muss gestehen, gelegentlich darüber nachgedacht zu haben, ob auf die Frage »Haben Sie gedient?« nicht die Antwort besser wäre:

»Selbstverständlich. Brigadegeneral.«

Aber das klingt schon etwas dick aufgetragen, wenn man das zum Besten gibt, während man auf Knien vor dem Passagier herumrutscht und ihm mit der Handkante die Hoden checkt.

So ist der Deutsche, und das übrigens nicht nur in der Luftsicherheitskontrolle. Da braucht man nur den Fernseher anschalten, freitagabends, im Ersten, wenn der neue deutsche Heimatfilm wieder Christine Neubauer ernährt: Das Beste, was dem Deutschen passieren kann, ist, wenn ihn im Hotel der Direktor persönlich begrüßt. Oder wenn in der Klinik der Chefarzt ans Bett kommt. In der »Schwarzwaldklinik« ist eine Sorge nur dann eine echte, wertvolle Sorge, wenn sie sich der Professor Brinkmann macht. Und hier findet sich auch das Erfolgsrezept vom »Traumschiff«.

Eigentlich denken die meisten beim »Traumschiff« eher an Sascha Hehn oder an die exotischen Landschaften, in denen das Schiff rumkurvt, aber das ist alles nur Lametta. Der tatsächliche Trumpf der Serie ist, dass hier der Deutsche jedes Mal sehen kann, wie sein großer Traum vom Hauptgewinn wahr wird: Der kleine bescheidene Fahrgast wird eingeladen

zum Captain's Dinner an der Seite von Heinz Weiss oder Siegfried Rauch. »Guckt mal, der Kapitän isst seine Bratkartoffeln mit mir, nicht mit den anderen« – das ist dann jedes Mal wie Weihnachten und erste Liebe und Bundesverdienstkreuz mit Stern auf einmal. Und deutlicher kann man den deutschen Wunsch nach einer optischen Unbedenklichkeitserklärung nicht mehr darstellen:

»Oooh, der Herr Kapitän isst mit mir zu Abend, denn ich sehe nicht aus wie ein Terrorist.«

Aber genau deshalb wundert es mich auch so, dass der Deutsche den Araber nicht besser versteht.

Denn der Araber ist genauso leicht in seiner Ehre verletzt wie der Deutsche, wenn auch aus anderen Gründen. Der Araber, der Türke, der ganze Vordere und Mittlere Orient fragt nie:

»Sehe ich aus wie ein Terrorist?«

Gott sei Dank. Manchmal wüsste man da auch wirklich nicht, was man sagen soll.

Diesen Menschen geht es um ihr Auftreten vor anderen Menschen. Aufgefallen ist mir das bei dem kleinen Palästinenser.

Der kam zu mir in die Kontrolle, so Ende zwanzig, Anfang dreißig, knapp über eins sechzig groß, ein hochtrainierter Kraftklops, den ich sondieren sollte. Anfangs war er noch friedlich, die Tasche stellte er ganz normal auf die Rollen, er sah zu, wie sie im Durchleuchter verschwand, dann trat er durch die Torsonde. Und wenn ich ihn einfach weitergewinkt hätte, wäre auch noch alles in Ordnung gewesen, aber die Torsonde hat geklingelt. Also musste ich ihn von Hand untersuchen. Und da fuhr er so richtig schön aus der Haut.

»Ich brauche mich nicht befummeln lassen«, zeterte er in einem recht tadellosen Deutsch, »haben Sie keinerlei Ehrgefühl?«

Ich schaltete meine Stimme auf »begütigend« und sagte freundlich:

»Also, das hat doch nichts mit Ehre zu tun, sondern mit Sicherheit. Sie wollen ja auch nicht in die Luft gesprengt werden ...«

»Sie arbeiten doch nur mit den Juden zusammen!«

Keine Ahnung, warum es mir ausgerechnet bei ihm auffiel. Seine Argumente waren so abstrus wie die der meisten Nervensägen. Vielleicht war es nur, weil mein Blick durch die Sonde auf seine Frau fiel. Irgendwie war mir schlagartig klar: Das Problem ist weder meine Person noch das mangelnde Ehrgefühl. Er fühlte sich herabgesetzt. Und zwar durch die Situation.

An der Haltung und an dem Blick der Frau konnte man sehen, dass er in der Beziehung ganz deutlich das Sagen hatte. Er hatte es vor der Kontrolle, und er würde es nach der Kontrolle haben. Aber in diesem Moment, in dem ich ihn untersuchte, hatte er es nicht.

Genau das fürchtete er – und da haben wir den Unterschied zum deutschen Fluggast: Hier hilft es nicht, wenn der Einsatzleiter kommt. Der Mann fühlte sich bloßgestellt, und es war ihm völlig schnurz, wer ihn gerade bloßstellte.

Die Lage ist ja durchaus nachvollziehbar. Wer nicht zu den richtigen Vielfliegern gehört, fühlt sich vermutlich in dem Moment, in dem er durch die Torsonde geht, ebenfalls, als hätte er einen klitzekleinen Auftritt. Man kann kaum anders, und man ist deswegen auch nicht egozentrisch: Mindestens einer sieht ja tatsächlich zu – ich oder wer immer gerade der sondende Kollege ist. Und damit einher geht dann natürlich der Gedanke: Wie steht man jetzt da? In dieser Situation fühlt sich der Palästinenser, als zöge ich ihm die Hosen herunter, und alle gucken zu.

Ist Quatsch, sicher, kein Mensch guckt in dem Moment hin.

Niemand macht sich darüber Gedanken, was es wohl für die gesellschaftliche Position des kleinen Palästinensers bedeutet, wenn ihn ein Luftsicherheitsassistent mit der Sonde absucht, es geht allen – auf gut Deutsch – völlig am Arsch vorbei. Aber das sah der Mann in dem Moment nicht so. Ein Vorhang hätte daran etwas geändert.

Mit Vorhang kein Auftritt.

Ohne Auftritt keine Sorgen ums Auftreten.

Ohne Sorge ums Auftreten – sind alle entspannt.

Wie beim Arzt.

Ich kenne keinen Arzt, der dauernd erzählt, dass sich seine Patienten irgendwie herabgesetzt fühlen würden. Der Patient kommt rein, und was dann passiert, bleibt zwischen Arzt und Patient. Beim Arzt ist garantiert auch der kleine Palästinenser ganz relaxed. Ungünstig ist nur, dass man in Sicherheitsbereichen nicht jedem sein Untersuchungszimmer zur Verfügung stellen kann. Weshalb man es bei uns an der Kontrollstelle wohl in Kauf nehmen muss, dass sich manche Leute hin und wieder auf den Schlips getreten fühlen.

Aber eins möchte ich bei der Gelegenheit schon sagen: Manchmal sieht man hinter kleinen Dingen ein bisschen von den großen Zusammenhängen. Man kann zum Beispiel an den Blicken und am Unwohlbefinden vieler orientalischer Reisender ziemlich gut nachvollziehen, wie sich die Bevölkerung in Afghanistan oder im Irak fühlt. Denn im Grunde, denke ich manchmal, machen die westlichen Soldaten den ganzen Tag dort nichts anderes als eine 24-Stunden-Handgepäckkontrolle, bei der der versammelte Orient ganz genau zuguckt. Und selbst die, die nicht kontrolliert werden, denken sich dabei: Frechheit, so kann man das doch nicht machen. Was vermutlich mit einer der Gründe ist, warum die Araber und Iraner und Afghanen und Pakistaner alle so sauer sind. Die denken nämlich wie der kleine Palästinenser. Und



Achim Lucchesi

"Die Bombe is' eh im Koffer"

Geschichten aus dem Handgepäck

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 320 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-60218-2

Heyne

Erscheinungstermin: Oktober 2011

Witzig, skurril, einfach unglaublich – aus dem Alltag in der Sicherheitsschleuse

Sprengstoff im Kulturbeutel, hoch dotierte Brieftauben oder gar die Urne mit Omas Asche: Was Achim Lucchesi und seine Kollegen von der Handgepäck- und Passagierkontrolle in den Taschen der Reisenden entdecken, ist zwar nicht immer ein Sicherheitsrisiko, aber oft mehr als kurios. Er nimmt seine Leser mit auf eine Reise in den Ganzkörperscanner, den VIP-Bereich und hinab ins Kellergeschoss eines Großflughafens und erzählt, was mit der teuren Flasche Whisky und dem Fläschchen Designer-Parfüm, die den 100-Milliliter-Test nicht bestanden haben, wirklich passiert. Unglaubliche, aber wahre Geschichten zum Staunen und Abheben.